

## **BERICHT ÜBER MEINEN VATER, DEN GRENZATHLETEN**

Mein Vater war vielleicht neun Jahre alt, als er zum ersten Mal Grenzwächtern in die Hände fiel. Eigentlich war es keine Grenzpolizei, sondern ein Regiment der bulgarischen Armee. Die Besatzungsarmeen kamen und gingen in dieser Region so oft, daß die Einheimischen manchmal gar nicht richtig darauf achteten, wer gerade da war und ihre Bewegungsfreiheit einschränkte, solange sie keine Opfer zu beklagen hatten. Der Vorfall, von dem ich berichten möchte, spielte sich in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ab. Über der kleinen Stadt an der Grenze zwischen dem heutigen Mazedonien (das damals noch nicht existierte) und Albanien (das eben seine Unabhängigkeit erlangt hatte) standen ständig Rauchsäulen, denn kriegerische Handlungen waren damals wie eine chronische Krankheit: sie ergriffen die Stadt, kosteten (gewissermaßen als Beleg für die Härte der Auseinandersetzungen) ein paar Leben und verschwanden wieder. Nach der Verjagung der osmanischen Truppen hatte man sich in der trügerischen Hoffnung gesonnt, nach fünf Jahrhunderten der Fremdherrschaft sei endgültig die Befreiung geschafft. Die Freude währte aber nur kurz, denn der Eroberungsdrang und das Expansionsstreben begehrlischer Nachbarstaaten ließen die vom Unglück verfolgte Bevölkerung nicht zum Atemholen kommen. Eine Armee nach der anderen paradierte vorbei: die serbische, die bulgarische, die österreichische ... Die Einheimischen bezahlten den obligatorischen Tribut, manchmal mit dem, was sie für noch schlechtere Zeiten auf die Seite gelegt hatten, manchmal mit dem eigenen Kopf. Die Blutlachen in der Stadt trockneten nicht, die vertriebenen Einwohner zogen Zuflucht suchend von Ort zu Ort. Einige entschieden sich für die Emigration, schafften es auf ein Schiff und überquerten den Ozean, um die neue Welt zu erobern, die anderen suchten sich eine Gegend, auf die das Feuer des Krieges noch nicht übergegriffen hatte. Zweimal war die Stadt völlig entvölkert. Am schlimmsten war es im Jahr 1913, als die serbischen Truppen die gesamte, rund vierzigtausend Köpfe zählende Einwohnerschaft des Zentrums einer Provinz vertrieben, zu der Dutzende von Dörfern und kleinen Städten gehörten.

Jede Armee, die einrückte, etablierte ein Regime und setzte Grenzen, die den Bewegungsspielraum der Menschen auf beiden Seiten einschränkten. Die Stadt sorgte für viel Aufregung und Ärger bei den hohen Behörden, denn ständig mußten neue, zuvor nicht existente Grenzen gezogen werden, je nachdem, welche Armee gerade wieder auf dem Vormarsch war. Es war wie in einem tragischen, aus dem Kopf und ohne Figuren gespielten Schachspiel.

Als mein Vater dem erwähnten bulgarischen Regiment in die Hände fiel, war er gerade unterwegs, um in einem Dorf, das drei oder vier Kilometer von der Stadt entfernt lag, Verwandte zu besuchen. Er wußte nicht, daß am Vortag eine neue

Grenze gezogen worden war, und er die imaginäre Linie nur überschreiten durfte, wenn er einen Passierschein hatte (Pässe kannte man damals noch nicht). Zu seinem Unglück hatte er auch noch Arzneien für seine kranke Tante dabei sich, so daß zum unbefugten Übertritt der Grenze zwischen Stadt und Dorf erschwerend auch noch Schmuggel hinzukam.

Mit neun Jahren trat mein Vater also eine Schmugglerkarriere an, denn er ließ auch später von solch ungesetzlichem Tun nicht ab, wie ich zugeben muß. Er beförderte Medikamente über die „Grenze“, die es *dort* nicht gab, dann wieder Brot, das es *hier* nicht gab, außerdem vertrauliche Mitteilungen über die aktuellen Freuden (Heiraten, Geburten, neue Freundschaften) und Nöte der Familien diesseits und jenseits einer Grenze, von deren Verlauf er stets nur sehr unklare Vorstellungen hatte, da er sich fast täglich änderte, nach oben oder nach unten verschob, je nach der Position der Truppen, die sie kontrollierten. Manchmal markierte der Fluß die Grenze, manchmal ein Graben zwischen zwei Äckern, manchmal ein Hügel oder ein Berggipfel und manchmal auch eine unsichtbare Linie, die mitten durch eine Ebene führte und auf keinen Fall überschritten werden durfte, wenn man seinen Kopf nicht riskieren wollte. Damals gab es weder Post noch Telefon. Besuche waren für meinen Vater und seine Familie die einzige Möglichkeit der Kommunikation mit Verwandten.

Zeitweise verlief die Grenze mitten durch das Stück Land, der meinen Vater ernährte. Erst wurde es nur kleiner, später durfte man es dann gar nicht mehr betreten und bearbeiten, weil es zum Grenzgebiet gehörte. Ein anderes Mal traf es das Dorf meiner Tante. Einige der Häuser gehörten plötzlich zu einem anderen Staat. Später wurde die Brücke über den Bach, der mitten durch die Stadt fließt, zur Grenze. Noch heute nennt man sie „Selam-Brücke“, was sich auf die Grübe bezieht, die über die wackelige, bei Hochwasser durch mitgeführten Schlamm und Steine gefährdete Brücke zwischen den beiden Seiten hin und her geschickt wurden, die manchmal getrennt waren und manchmal zusammengehörten.

Bei seiner ersten Festnahme hatte mein Vater das Glück, daß er noch zu jung war, als daß ihn die Bulgaren als Diversanten hätten behandeln können. Die Soldaten brachten ihn zu ihrem Hauptmann, der ihn in einem Zimmer seines Hauses eingesperrt hielt, bis ihn die mitleidige Hauptmannsfrau daraus befreite.

Das war die einzige Nacht in seinem Leben, die er im Gefängnis verbrachte. Das heißt aber nicht, daß später seine Finger von der „Diversion“ gelassen hätte, sondern nur, daß er vorsichtiger wurde und den Grenzposten aus dem Weg ging. Er kannte sich in dieser Gegend aus wie in seiner Westentasche und benutzte Pfade,

die man beim besten Willen nicht bewachen konnte. Der Grenzstreifen war so breit wie er gewitzt.

\*

Meine Heimatstadt befindet sich genau in der Mitte eines Halbkreises, den die Grenze aus dem Territorium Albaniens herausschneidet. Sie ist das historische Zentrum des Bezirks, der ihren Namen trägt, Dibra. Der Bezirk Dibra hat zwischen zweihundertfünfzig und dreihunderttausend Einwohner. Nur die Hauptstadt befindet sich auf dem Gebiet der ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien, der ganze Rest gehört zu Albanien, wo es einen Ort gleichen Namens gibt. Zur Unterscheidung, aber auch, um der historischen Bedeutung gerecht zu werden, nennt man meine Stadt Groß-Dibra, den Ort jenseits der Grenze dagegen Klein-Dibra oder Peshkopia, was einen Bischofssitz bezeichnet. Hier wie dort leben Albaner. Die Einheimischen behaupten, der Grenzverlauf habe mit der Reichweite der Kanonen einer der vielen Armeen zu tun, deren Regimenter zu wechselnden Zeitpunkten dort stationiert waren. Ein General, der zu faul war, sich selbst zu bewegen, hat dafür die Bevölkerung in Bewegung gesetzt, also vertrieben, wie das bei Generalen durchaus üblich ist. Leider wurde dadurch die Hauptstadt von der dazugehörenden Provinz getrennt wie ein Hirte von seiner Herde. Vielleicht ist dies auch nur eine Legende, doch bei uns enthalten die Legenden meistens einen so greifbaren wie traurigen Kern von Wahrheit. Die Grenze wurde durch den Schußradius von Kanonen bestimmt, und daran war bisher nicht zu rütteln.

Ganz so einfach ist es mit diesen Grenzspielereien allerdings auch wieder nicht. Mindestens bin ich mit der mir eigenen Naivität nicht imstande, sie zu durchschauen. Als mit Beschluß der Londoner Botschafterkonferenz in diesem Teil des Balkan Staaten gebildet und Grenzen gezogen wurden, bedeutete dies, daß Völker auseinandergerissen wurden, und es kam sogar vor, daß der größere Teil des von einer Ethnie bewohnten Gebiets außerhalb der Staatsgrenzen blieb. Unter anderen Umständen und nach der Philosophie des Europa von heute wäre das nicht besonders tragisch gewesen. Aber in diesem Fall ging es um den Balkan. Dort wurde um Territorien und Grenzen regelrecht gepokert, und Gewinn und Verlust berechnete man in Köpfen. Daß die Grenzen, die bei den dilettantisch durchgeführten Experimenten in diesem Laboratorium zustande kamen, bis heute Ursache von Kriegen und menschlichen Tragödien sind, ist nicht verwunderlich.

Die Geschichte ist die Schule des Lebens, und bei ihr lernen wir, daß Interessenzonen entstehen, wenn nicht eine einzige Macht sich die ganze Welt zu unterwer-

fen vermag. Die historischen, strategischen, wirtschaftlichen, politischen, ethnischen ... Interessen führen zu Divergenzen, einschließlich der heißesten und absurdesten Stufe, dem Krieg. Zuerst fallen ihnen die kleinen Völker zum Opfer, die nur als Objekte von Interessen (oder als Interessensphären) bei den Schachereien auf dem Markt der Grenzen am Leben bleiben können. Die Brutalität, mit der man auf der verbrannten Erde des Balkan Grenzen zog, wurde später noch ergänzt um die Brutalität der Diktaturen, die sich aus der vergifteten Quelle des Chauvinismus, des Nationalismus, des Herrschaftsstrebens und der Intoleranz versorgten.

Aber kehren wir an unseren Ausgangspunkt zurück. Das Leben in einer an drei Seiten von Grenzen umgebenen Stadt war für alle Familien dort schwer. Die Menschen konnten sich mit der Trennung nicht abfinden, denn sie hatten in guten und in schlechten Zeiten immer zusammengestanden, auch im Widerstand gegen die jahrhundertlange Fremdherrschaft, und bildeten nun so etwas wie eine große Familie. Auf einmal war alles anders. Europa hatte eben den Ersten Weltkrieg überstanden, leckte seine Wunden und bereitete sich auf den Zweiten Weltkrieg vor. Die Zeit vertrieb man sich damit, neue Grenzen auf den Landkarten einzuzichnen. Meine Mitbürger gewöhnten sich an eine neue Zeitmessung, die sich nach Flucht und Vertreibung richtete: „Damals nach der ersten Flucht“, „kurz vor der zweiten Flucht“, „als uns die Serben vertrieben“, „als uns die Bulgaren vertrieben“. Die Bevölkerung war in ständiger Bewegung wie ein Getreidefeld im Sturm. Mein Vater kümmerte sich weiterhin um seine Familie diesseits und jenseits der Grenze, die manchmal grob und abweisend war und dann wieder überhaupt nicht zu existieren schien. Kurz, sie war wie ein Bach, der bei Regen reißend wurde und in der heißen Sommerzeit fast austrocknete. In den dreißiger Jahren wurden die unautorisierten Grenzübertritte immer riskanter, überhaupt nahm der Druck zu, so daß mein Vater sich gezwungen sah, seine Heimatstadt zu verlassen und in die Hauptstadt jenseits der Grenze zu ziehen. Dem jugoslawischen Königreich war bei der Londoner Botschafterkonferenz auf Betreiben Rußlands die Hälfte der von Albanern bewohnten Gebiete zugesprochen worden, ohne es zur Wahrung der Rechte dieser nun seiner Herrschaft unterworfenen Volksgruppe zu verpflichten. Damals entstand als Embryo, was später im erwachsenen Zustand „ethnische Säuberung“ genannt werden sollte. So wurde ein allen Ernstes so genanntes „Gentlemen's Agreement“ unterzeichnet, daß die Deportation Hunderttausender von Albanern in die Türkei besiegelte, in eben jenes Land also, unter dessen wüster Fremdherrschaft sie jahrhundertlang gelitten hatten. Zur gleichen Zeit verfertigten „Wissenschaftler“ des Königreichs Jugoslawien ihre „Me-

morandum“ genannten Elaborate, in denen nicht nur die Vertreibung, sondern auch die physische und biologische Auslöschung von Völkern verlangt wurde.

Angesichts dieser bedrohlichen Umstände beschloß mein Vater, mindestens für eine gewisse Zeit seine Heimatstadt zu verlassen, und als Meister und erprobter Athlet der illegalen Grenzübertritte gelang es ihm auch, für meine Mutter und meine Großmutter eine spektakuläre Grenzüberschreitung zu organisieren. Wohl oder übel vertrauten sich die beiden Frauen Menschenschmugglern an, die sie über eine Grenze brachten, die nun von serbischen Soldaten bewacht wurde, deren Heimatland ein gutes Stück entfernt lag.

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, befand sich mein Vater immer noch auf der anderen Seite der Grenze. Das Vorspiel war im Jahr 1939 der pompöse Einmarsch der faschistischen italienischen Armee in Albanien. Mein Vater gehörte zu jenen, die sich der Hoffnung hingaben, den Vormarsch der Faschisten aufhalten zu können, und zog deshalb mit den Schülern der Schule, in der er arbeitete, zum Hafen von Durrës. Es war ein sinnloses Unterfangen, denn eine Handvoll Unbewaffneter konnte gegen die anrollenden Panzer nichts ausrichten. In dem Chaos nach der Besetzung beschloß mein Vater, mit seiner Familie in die alte Heimat zurückzugehen. Die Italiener hatten inzwischen die Grenze aufgehoben und versuchten die Albaner mit der Idee eines Großalbanien auf ihre Seite zu locken. Wir wollen kein großes, sondern nur ein friedliches und gerechtes, durch keine Grenzen zerschnittenes Albanien, war die Antwort der aus Erfahrung klug gewordenen Sie vertrauten der Schlange nicht, die ihnen den Apfel anbot. Die Bevölkerung nahm den Kampf auf, gespalten und zerstritten zwar, aber immerhin im Bewußtsein, daß der Faschismus und danach der Nazismus die Wunden der Nation nicht heilen konnten. Ein Antrieb dabei war die kommunistische Ideologie, die ihnen das Paradies einer klassen- und grenzenlosen Gesellschaft versprach, wenn erst der siegreiche proletarische Internationalismus alle Unterschiede zwischen den Ethnien beseitigt hatte.

Bis 1948 konnte mein Vater die zum Beweis der Richtigkeit der kommunistischen Propaganda geöffneten Grenzen in beide Richtungen ungehindert passieren. Aber es waren schlechte Zeiten, Hunger herrschte, und die Menschen litten Mangel am Allernotwendigsten. Man mußte viel unterwegs sein: hier war ein wenig Getreide zu bekommen, dort gab es eine armselige Mühle, um es zu Mehl zu verarbeiten, und so schleppte sich das Leben im Takt des klapprigen Mühlrads den verheißenen glücklichen Tagen entgegen.

1948 brach Titos Jugoslawien die Beziehungen zum kommunistischen großen Bruder Jossip Wissarionowitsch Stalin ab, dem bis dahin engsten Verbündeten, während Enver Hoxhas Albanien eben dort die wichtigste Quelle des Anspruchs beim

Aufbau der Diktatur des Proletariats fand. Mit der Konsolidierung der Freundschaft respektive Feindschaft zu Stalins Sowjetunion wurde das Regime an der Grenze zwischen den beiden Ländern wieder verschärft. Scharf bewachte Stacheldrahtzäune markierten nun die Grenzlinie. In meiner Heimatstadt begannen Menschen spurlos zu verschwinden. Man sprach von nächtlichen Geheimaktionen, Diversantentätigkeit, von einer Gedanken- und Gewissenspolizei, mit deren Auftauchen überall gerechnet werden mußte. Nach Einbruch der Dunkelheit konnte man das Haus nicht mehr verlassen. Jeder Verkehr kam zum Erliegen. Die Nacht hat sie geholt, sagte man, wenn die Polizei im Schutz der Dunkelheit Häuser überfiel und die Männer verschleppte. Es war immer die gleiche einfache Frage, um die es bei den Verhören ging: Wie hältst du es mit Stalin? Man mußte nicht antworten, ein Wimpernzucken genügte, um zum Staatsfeind erklärt und zu den Felsen von Goli Otok geschickt zu werden, wo außer Steinen auch Menschen gebrochen wurden. Meinem Vater blieben die Verhöre erspart, denn er kümmerte sich als einfacher Handwerker um seine Arbeit und schwieg im übrigen. Schon lange hatte er die unerlaubten Familienbesuche auf der anderen Seite der Grenze eingestellt, sie hätten zu jener Zeit schlicht und einfach Selbstmord bedeutet. Die Onkel und Tanten waren inzwischen gestorben, die Kontakte in der Familie eingeschlafen. Wer noch den Versuch wagte, die Grenze zu überschreiten, galt auf der anderen Seite als Spion und wurde ins Arbeitslager gesteckt, wer herüberkam, war ein Emigrant und landete gleichfalls im Lager.

In einem dieser harten Informbüro-Winter gab es für meinen Vater auch einmal ein freudiges Ereignis - meine Geburt.

\*

Mit der Polizei schloß ich bereits Bekanntschaft, als ich noch in die Grundschule ging. Sie kam, um meinen Geographielehrer zu verhaften. Der Grund war wieder einmal die Grenze. Es gibt Staatsgrenzen, hatte er uns gesagt, ethnische Grenzen, natürliche Grenzen, geographische Grenzen ... Als wir am Ende der Schulstunde noch einmal den Stoff repetierten, ließ er einen Schüler aufstehen und stellte ihm ziemlich naiv die Frage, was für eine Grenze denn die unsere sei. Gar keine, antwortete arglos der Schüler, mein Vater sagt, drüben sind unsere Leute, und hier sind auch unsere Leute. Unser Lehrer hatte das Pech, daß es gleich darauf klingelte, und er keine Gelegenheit mehr hatte, eine „Korrektur“ anzubringen. Ein paar Tage später ließen sich drei Schüler aus unserer Schule von einer gefährlichen Neugier verleiten, die Grenze zu überschreiten, und das Klima wurde sehr gespannt.

Sonst wurde über die Grenze nicht mehr geredet. Sie war hermetisch geschlossen und abgeriegelt, dort, wo sie verlief, und auch in unseren Köpfen. Hätte man von ihr geträumt, wäre es ein Alptraum gewesen. Die Straße, die zu ihr hinführte, war halb mit Gras zugewachsen. Es war die wohl einzige Grenze der Welt, die nur mit einer Sondergenehmigung der Polizei überschritten werden durfte, die als Aus- und natürlich auch Einreisevisum im Paß vermerkt war, und natürlich war dieses Visum nie zu bekommen. Mir selbst, für den die Unüberschreitbarkeit dieser Grenze eine Selbstverständlichkeit war, schien jenseits davon eine ganz andere Welt zu beginnen, mit anderen Menschen und anderen Sitten, und deshalb verstand ich nicht, daß meine Mutter immer wieder tränenüberströmt am Fenster stand, wenn sie an Angehörige auf der anderen Seite dachte. Die Nostalgie meines Vaters äußerte sich in anderer Form. Er wurde allmählich alt, und seine Kräfte ließen nach, so daß er seine Gewohnheiten geändert hatte und auf seine Form des kleinen Grenzverkehrs nun verzichtete. Außerdem zwang ihn seine kleine Werkstatt zu einer alltäglichen Routine, die eigentlich gar nicht zu seinem Charakter paßte. Ich selbst verbrachte ganze Tage über der Korrespondenz einer Nachbarin, die in der grenzenlosen Zeit geheiratet und seit damals Mutter, Vater und Geschwister nicht wiedergesehen hatte, obwohl sie, wenn sie aus dem Fenster schaute, direkt auf ihr nur drei Kilometer entferntes Geburtsdorf blickte. Es war nur schwer zu erkennen, was sich zwischen den kleinen, halbverfallenen Häusern abspielte, aber manchmal glaubte sie dort jemand von ihrer Familie zu entdecken. Ständig war ich mit der Realisierung ihres einzigen Herzensbedürfnisses beschäftigt: ich verfaßte tränenreiche Briefe, die ihre Empfänger wahrscheinlich nie erreichten, denn Antworten blieben aus.

Eigentlich war es strengstens verboten, in den Grenzbereich einzudringen. In den seltenen Fällen, in denen wir uns dem Fluß nähern konnten, der die beiden Staaten voneinander trennte, unternahmen wir das ketzerisch Experiment, den Beweis zu erbringen, daß hier wie dort die gleiche Sprache gesprochen wurde. Dabei bedienten wir uns der von meinem Vater erfundenen Techniken der Kommunikation über die Grenze hinweg. Er hatte sich im Laufe seines Lebens eine ganze Enzyklopädie der Grenzignorierung erarbeitet und fand auch in schwierigen Fällen stets eine Lösung.

Viele Jahre später erzählte ich einem Freund, wie wir uns über den Fluß hinweg, dessen Rauschen zu übertönen war, Nachrichten zugebrüllt hatten, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von ihm eine Geschichte aus Has, einer wasserarmen Gegend, die halb zu Kosova und halb zu Albanien gehört. Die Frauen befördern dort vermittels einer Holzkonstruktion an der Hüfte das Wasser über weite Strecken

hinweg. Die Quelle befand sich genau auf der Grenze, und es existierte ein grenzübergreifendes Abkommen zu ihrer Nutzung: die von der einen Seite durften vormittags kommen, um Wasser zu holen, die von der anderen Seite nachmittags. Alle gehörten zum gleichen Dorf und zum gleichen Familienverband, aber die Wasserstelle war der einzige Ort, an dem Neuigkeiten und familiäre Nachrichten ausgetauscht werden konnten. Die am Vormittag kamen, hinterließen denen, die am Nachmittag an der Reihe waren, Briefe oder Hinweise in Form von Zeichen, und auf diese Weise erfuhr man alles, was wichtig war: wer wen geheiratet hatte, in welchem Haus ein Kind geboren worden war, oder auch, wenn eine alte Feindschaft aus der Welt geschafft worden war, denn die Zeiten waren schlimm, und es dauerte oft viele Jahre, bis Fehden zwischen den Familien endlich beigelegt wurden.

Dann wurde das Grenzregime wieder verschärft, und die Bewachung war rigoros. Die Dorfbewohner ließen sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen, sondern erfanden einfach neue Methoden der gegenseitigen Information, die so einfach wie praktisch waren. Man holte nun in Gruppen sein Wasser an der Quelle und unterhielt sich dabei mit lauter Stimme:

„Hast du schon gehört, A hat einen Sohn bekommen!“

„Du, der Sohn von B hat geheiratet, und zwar die Tochter von C!“

Die Familie war alles, man mußte sich über organisatorische Veränderungen, neue Namen, neue Verbindungen zwischen den Familien auf dem laufenden halten, damit im Stamm kein Durcheinander entstand.

\*

Beim Schreiben dieses Textes war ich mir nicht ganz sicher, ob klar genug ist, was ich sagen wollte, und ob er richtig verstanden wird. Ich hatte mir vorgenommen, einfach nur zu erzählen, was wirklich geschehen ist, aber ich wurde das Gefühl nicht los, daß ich dem Bericht die Atmosphäre des absurden Theaters auflade, die mich mein Leben lang begleitet hat. Diese fremd, fast surrealistisch erscheinende Landschaft, diese tragisch-verrückte Geschichte über labyrinthische Grenzen kann vielleicht nicht anders be- und geschrieben werden. Die Poetik der Grenzen näherte sich hier der Poetik des Absurden an. Aber es ist mein Leben, von dem ich erzählt habe, die Geschichte meines Vaters, des Grenzathleten, der den mit Stacheldraht und Minen gesicherten Grenzen stets nur Verachtung entgegengebracht hat, an denen getötet und gestorben wurde, an denen er seinen Kopf riskierte, und von denen bis heute die Drohung von Tod und Gewalt ausgeht.



Es hat viele Jahre gedauert, bis ich selbst zum ersten Mal auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns war. Aus der Nähe betrachtet, sah die Landschaft, die aus der Ferne so geheimnisvoll gewirkt hatte, aus wie bei uns auch, und das galt auch für die Menschen. Ich machte einen Besuch in dem Grenzdorf gegenüber, traf aber niemand an, den ich kannte. Die Tante meines Vaters war gestorben, ebenso ihre Kinder, und die Namen der Enkel, die mir mein Vater so oft eingebleut hatte, waren mir trotzdem entfallen. Auch mein Vater war schon lange tot. Als ich durch die Straßen des Dorfes ging, erkannte ich Orte wieder, von denen er mir erzählt hatte. Die Vorstellung, daß auch er einst hier gegangen war, machte diese Erfahrung noch zauberhafter.

Die Grenze folgt bis heute dem Schußradius der Kanonen von damals. Die Menschen auf beiden Seiten tragen oft den gleichen Nachnamen, gehören den gleichen Familien oder Sippen an. Einige der Namen sind inzwischen in Vergessenheit geraten. Die Grenze ist nach wie vor abweisend und undurchdringlich. Die Diktaturen sind gestorben, aber die Stacheldrahtverhaue sind noch da, und die fatale Trennungslinie fordert immer noch Opfer. Es sind grenzunkundige Schafe und Kühe, oder Hirten, die sie suchen, und manchmal auch Minderjährige, die mit der gleichen Naivität wie einst mein Vater drüben Verwandte besuchen wollen, ohne sich der Gefahr bewußt zu sein. Die Zeit der Waffen ist noch nicht vorbei. Menschen, die dort ihre Heimat haben, kommen ums Leben. Die Grenzregime sind noch da, auch wenn sie wechseln. Die Einheimischen gehen nur weg, wenn Orten locken, die nicht durch Grenzen geteilt sind.

Mein Vater lebt seit mehr als fünfundzwanzig Jahren nicht mehr, und es ist schon über dreißig Jahre her, daß ich aus meiner Heimatstadt weggegangen bin. Aber beide, mein Vater und meine Stadt, leben in meiner Erinnerung. Seit zehn Jahren existiert zwischen dem Ort, an dem ich lebe, und meiner Heimat eine neue Grenze. Der Balkan zerfällt in Stücke, und das Leben ist weiterhin bestimmt durch Trennung und Schmerz. Manchmal gib es erstaunliche Zufälle. Der Friedhof, auf dem mein Vater ruht, liegt nicht mehr als fünfhundert Meter von der Grenze entfernt. Von seinem Grab aus hat man einen Überblick über die ganze Gegend. Die Landschaft beiderseits der Grenze unterscheidet sich nicht. Sowenig wie die Menschen.

Erschienen in:

**Dževad Karahasan/Markus Jaroschka (Hrsg.): Poetik der Grenzen**  
Steirische Verlagsgesellschaft Graz 2003